

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Montag, 20. Januar.

1930.

(20. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

Er hatte bei diesen Worten Evas Rechte in seine beiden Hände genommen und drückte sie herzlich. „Leben Sie wohl, gnädige Frau!“, sagte er. „Ich bleibe Ihnen für alle Zeit verpflichtet für das, was Sie an mir getan haben. Denn ohne Sie und meinen treuen Freund Hardt sähe ich noch jetzt mit dem Makel der schimpflichen Anklage hoffnungslos im Gefängnis. Und dann bringen Sie Daisy von mir einen letzten Gruß und sagen Sie ihr, daß ich ihr noch einmal von ganzem Herzen für all die Liebe danke, die sie mir geschenkt hat. Durch sie habe ich ja erst erfahren, wie glücklich und wie elend ein Mensch durch Liebe werden kann!“

Dann wandte er sich hastig die Terrassentreppe hinab und stieg in das harrende Automobil. Vorbei!

Achim hatte sich tief in die Lederpolster des Wagens zurückgelehnt und schloß erschöpft die Augen. Jetzt, da die Entscheidung gefallen war, kam der Rückschlag der ungeheuren seelischen Überspannung. Wie ein Schlafwandler war er in Berlin umhergeirrt, seit ihn Herr Landgerichtsrat Korn in sein Arbeitszimmer beschieden und ihm mit einem knappen Glückwunsch seine Haftentlassung mitgeteilt hatte. Er hatte kaum mehr auf die weiteren Ausführungen des Untersuchungsrichters gehört, daß zugleich mit einem langen Telegramm des Kriminalkommissars Schneider aus Rotterdam ein Funkpruch eingetroffen sei, der seine Angaben über die Vorgänge in der Spielnacht in allen Punkten bestätigt hatte.

Vor seinem geistigen Auge hatte unverrückbar das Bild des weißen Hauses am See gestanden, das jene blonde Frau in seinen Mauern barg, die in ihren blauen Augen den anderen Himmel in sich trug. Nun war der Schleier des Selbstbetrugs wie ein Spinnweben zerrissen. —

In lausender Fahrt ging es durch den langsam dunkelnden Wald. Ein dröhnendes Zittern bebte zuweilen durch den stählernen Leib des schlanken Wagens, der wie ein rollendes Panzerschiff die blaue Mondnacht durchschnitt. Ein ferner Höhenzug flog mit geisterhafter Schnelligkeit heran. Dann öffnete sich der Blick wieder über schlummernde Wiesen und Felder. Ganz still und einsam war die Welt. —

In traumhafter Erstarrung saß Achim in seiner Wagenede und trank wie ein Durstender aus vollen Lungen die ganze erregende Süße der linden Sommernacht.

Jetzt lenkte die Straße aus der Freiheit des offenen Landes in den schwülen Dunstkreis der ersten Außenwerke Berlins, wo das Leben der Weltstadt zurückebbt und die letzten Menschen wohnen. An unwirtlichen Ziegelbauten ging die Fahrt entlang, an Schuppen und Fabriken, durch eine endlos sich deh nende Proletariatsgegend, in der ein Geruch von Armut und Elend hing.

Dann wieder öffneten sich weite, schweigende Plätze, hinter denen sich immer neue Straßenzüge mit himmelhohen Häuserfronten auseinanderzweigten: Berlin und immer wieder Berlin in dem gewaltigen Daseinskampf der zusammengeballten Menschheit. In schwerwuchten-

den Formen wuchs der Koloss des Kaiserschlosses starr, leblos aus den ölig blinkenden Fluten der Spree; dahinter die Linden, tot und grau, mit geschlossenen Schauläden und düster drohenden Portalen.

Nur an der Friedrichstraßenkreuzung strömten die Menschen noch immer wie am Tage, mit dolchscharfen Lichtern stachen die Bogenlampen in das brausende Gewühl der Kranzlerede. Dann bog der Wagen in eine stillere Straßengegend ab und hielt vor einem kleinen Hotel der Dorotheenstraße.

Langsam ging Achim die halbdunkle Hotelstreppe hinauf und trat in sein Zimmer, in dem das Drama seines Lebens zu Ende gehen sollte. Eine dunkle Luft hing in dem schmalen, gangartigen Raume, daß er sofort beide Fensterflügel weit aufriß.

Dann nahm er am Schreibtisch Platz und schrieb ein paar letzte, herzliche Zeilen an Dr. Hardt. Ihm allein glaubte er ein Abschiedswort schuldig zu sein, auch wollte er, daß seine irdischen Überreste von befreundeter Hand geborgen wurden und der Hotelleitung alle unnötigen Weiterungen erspart blieben. Er hatte seinen Revolver, den er alter Gewohnheit gemäß auf Reisen stets bei sich führte, aus dem Koffer genommen. Mit einer fast lieblosen Bewegung strich er über die kleine Waffe und füllte sie mit seinen letzten Patronen. Es war totenstill, ringsum eine bange schwebende Stille, und doch schien ihm die Luft gleichsam erfüllt von einem Wirbel undeutlicher Töne, die aus den stummen Wänden zu klingen schienen und sein Gehirn mit einem dumpfen Brodeln und Summen erfüllten.

So saß er lange in ziellosem Brüten, und nun, da er noch einmal über die Straße seines Lebens zurückblickte, schienen ihm Sieg oder Niederlage, Ruhm oder Vergessenheit, Sein oder Nichtsein vor dem großen Sphingrätsel des Todes gleich nichtig und belanglos.

Ein seltsam gewundenes Band war sein Leben gewesen, voll bunter Abenteuer und wechselnder Wanderfahrten über Land und Meer. Er hatte immer andere Wege gehen wollen als die anderen und stets um den höchsten Einsatz gespielt. „Maximum!“

Nun hatte die rollende Kugel des unabänderlichen Fatums gegen ihn entschieden. Das Leben, das jetzt noch vor ihm lag, dem er selbst die stärkste Stütze entzogen, hatte seinen letzten Sinn und Inhalt für ihn verloren. Es blieb ihm nichts mehr, als mit Anstand von der Bühne seines Daseins abzutreten und dem Tod fest und ruhig ins Auge zu schauen, wenn er jetzt aus eigenem Willen dem Rade seines Schicksals in die Speichen fiel. —

Mit einem tiefen Seufzer richtete sich der Einsame höher. Noch einmal rann die Sehnsucht nach der fernen Frau in ihm. Dann schloß er langsam die Fenster und machte sich bereit zur letzten Reise.

20.

„Sie schließen also doch noch nicht jede Hoffnung aus, Herr Geheimrat?“ In angstvoller Spannung sah Daisy dem berühmten Chirurgen ins Gesicht.

„Ich kann Ihnen noch keine Gewißheit geben, gnädige Frau!“, war die vorsichtig abgewogene Antwort.

„Es handelt sich um einen sehr schweren Lungenschuß. Die Kugel hat die linke Brust seitlich des Herzens durchbohrt. Ein Fingerbreit mehr nach rechts, und alles wäre vorbeigewesen. Aber auch so liegt der Fall noch ernst genug, und seine weitere Entwicklung ist noch gar nicht abzusehen!“

Mit leisen Schritten kam Daisy in das Krankenzimmer zurück und ließ sich vorsichtig an Achims Bett nieder. Sie war zum Umfallen matt, die Aufregungen der letzten vierundzwanzig Stunden hatten auch ihre jugendkräftige Natur bis zum Äußersten erschöpft. Eine jäh aufschreckende unnennbare Herzensangst hatte sie bald nach Achims Abfahrt aus Groß-Nauen gleichfalls nach Berlin getrieben. Mitten in der Nacht noch war sie mit Eva zur Wohnung Dr. Hardts gekommen in der unbestimmten Hoffnung, Achim dort vielleicht noch zu treffen oder jedenfalls über seinen Verbleib etwas zu erfahren.

Dr. Hardt hatte seine späten Besucherinnen gerade in sein Arbeitszimmer geleitet, als er aus einem Hotel in der Dorotheenstraße angerufen wurde, daß dort ein Herr von Wehrstädt einen Selbstmordversuch unternommen und einen Brief mit Dr. Hardts Adresse auf seinem Schreibtisch hinterlassen habe.

Wie in fiebernden Traumgeschichten waren die Ereignisse der nächsten Stunden an Daisy vorübergerollt. Die rasende Autofahrt durch den nächtlichen Tiergarten. Die Vorhalle des kleinen Hotels mit dem verstorbenen Direktor und der Gruppe der ängstlich wisperrnden Stubenmädchen. Und dann das erste Wiedersehen mit dem bewußtlosen, todwunden Mann in dem blutbefudelten Bett. —

Nur Dr. Hardt hatte in dem Durcheinander der allgemeinen Verwirrung seine unerschütterliche Ruhe bewahrt und Achim durch Sanitätsmannschaften der Rettungswache in eine chirurgische Privatklinik am Friedrich-Karl-Ufer überführen lassen. Ein sofort herbeigerufener Chirurg hatte angesichts der anscheinend unstillbaren Lungenblutung dem Verwundeten kaum noch für den Rest der Nacht Lebensdauer gegeben und sich erst am anderen Tage bei seinem Morgenbesuch einer etwas hoffnungsvolleren Auffassung zugeneigt. Trotzdem war seine Beurteilung der Sachlage noch immer sehr ernst geblieben, und er hatte Daisy die Forderung jeder, auch der geringsten Aufregung als die vornehmste Pflicht ihres freiwilligen Pflegerdienstes auf das nachdrücklichste eingeschärft. —

In tödlicher Einförmigkeit schlichen die Stunden dahin. Das abgeblendete Licht der Bettlampe legte einen matten Dämmerglanz über das kleine weiße Gemach, der die Umrisse der Gegenstände ins Ungewisse zu dehnen schien. Der Verwundete schlummerte, das Gesicht von phantastischen Schatten überzittert. Das scharfe Köcheln seines Atems hatte sich allmählich in einen ersterbenden Hauch umgewandelt, der sich in langen, leisen Stößen aus dem halbgeöffneten Munde stahl.

In grenzenlosem Mitleid sah Daisy auf das qualvolle Leiden des Geliebten, und ein sehnüchtes Verlangen stieg heiß in ihr auf, diese trodenen lechzenden Lippen noch ein letztes Mal mit einem Kusse zu berühren. Ganz zart und heimlich. Und sie fühlte ihr Herz in diesem Augenblick wie eine brennende Wunde. —

Dann saß sie lange in sich zusammengesunken und überlas immer wieder den Abschiedsbrief Achims an Dr. Hardt, bis ihr die aufsteigenden Tränen die Augen verdunkelten.

„Ich kann nicht weiterleben, weil ich die Vorstellung nicht ertrage, daß mich Daisy verachtet. Gott ist mein Zeuge, daß jeder Gedanke an den schmählichen Pakt mit ihrem Gatten in mir tot war, noch ehe ich sie kennenlernte. Das aber werde ich ihr nie beweisen können, wenn sie nicht selber fühlt, daß ich die Wahrheit spreche. Ich habe niemand auf der weiten Welt so tief geliebt wie sie, und es ist die Tragik meines verkehrten Lebens, daß ich an dieser Liebe sterben muß!“ —

In ratloser Verzweiflung verbarg die einsam Sinnende ihr Gesicht in beide Hände, ein lautloses Schluchzen schüttelte sie, als wage sich der tiefste Jammer ihres Herzens nicht zum Licht heraus. Der wundervolle Junimorgen ihrer ersten Begegnung mit Achim stand auf einmal wieder vor ihrer Seele. Und groß und zwingend rang sich in ihr die Überzeugung empor, daß man auf Liebe nicht leichter verzichten kann als auf das Leben.

Da ging die Tür des kleinen Vorzimmers. Die Oberschwester der Klinik trat ein. „Herr Dr. Hardt wünscht die gnädige Frau noch einmal zu sprechen!“

Daisy erhob sich und begrüßte den Freund mit einem stillen Händedruck.

„Wie geht es Achim?“

„Die Blutung steht seit einigen Stunden! Der Geheimrat war bei der Abendvisite nicht mehr ganz so hoffnungslos!“

Dr. Hardt führte Daisy zu einem Sessel und nötigte sie zum Sitzen. „Liebe gnädige Frau“, sagte er herzlich, „Sie müssen heute noch einmal ganz stark und tapfer sein. Es steht Ihnen eine letzte Prüfung bevor! Ein Besuch!“

In angstvoller Spannung hob Daisy den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor!“

„Ich habe eine Dame mit zur Klinik gebracht!“, war die Antwort. „Eine Dame, die Sie heute abend unbedingt noch einmal zu sprechen verlangt. Es ist Fräulein de l'Orme!“

Eine glutrote Flamme schoß Daisy in die Schläfen. „Fräulein de l'Orme?“

Dr. Hardt legte begütigend seine Hand auf den Arm der leidenschaftlich Erregten. „Seien Sie noch einmal ganz der gute und gerechte Mensch, als den ich Sie kenne. Fräulein de l'Orme kam heute abend zu mir, Sie hatte wohl vom Untersuchungsrichter gehört, was ich für sie getan habe und wollte mir danken. Wir haben lange miteinander gesprochen, und als sie dann aus meinem Munde die letzte Wendung in Achims Schicksal erfuhr, brach sie zusammen. Und sie gestand mir, daß sie es gewesen ist, die Herrn Brown seinerzeit zu Achim geschickt, von der dies ganze Unglück seinen Ausgang genommen hat!“

„Und was will sie jetzt von mir?“

„Sie kommt, um Ihre Verzeihung zu erbitten. Sie ist so tief getroffen, daß ich ein zweites Drama befürchte, wenn Sie sie in dieser Stunde abweisen!“

Daisy war an das Fenster getreten und sah in die Nacht hinaus. Tief unten schob die Spree ihre trüben Fluten träge vorbei. Der Widerschein der Uferlaternen zitterte über den düstern Wassern und spannte eine glühende Lichterbrücke über die weite Fläche des Humboldt-Hafens bis zu dem massigen Tonnengewölbe des Lehrter Bahnhofs hinüber.

Unwillkürlich schauderte Daisy zusammen. Kein Weg, kein Wille waren mehr in ihr deutlich, und nur ein dumpfes Verlangen webte in ihr, das Dunkel ringsum zu zerreißen, wie man einen Schleier zerreißt, der ein unbekanntes rätselhaftes Bild verbirgt. Dann wandte sie sich plötzlich jäh in das Zimmer zurück. „Ich lasse die Dame bitten, Herr Doktor!“ —

„Gnädige Frau!“ Ganz leise und jaghaft klangen die Worte durch die schwebende Stille des kleinen Raumes. Ein todblaßes Gesicht sah zu Daisy auf, ein Gesicht, von dem sie im ersten Augenblick mit einer fast schmerzhaften Klarheit begriff, welche eine betörende Gewalt von ihm auf Männerherzen ausgehen mußte.

„Was wünschen Sie von mir?“, fragte sie dann mit Anstrengung.

Mit einem ratlosen Blick sah Marion zu Dr. Hardt hinüber, der wie zum Schutz hinter Daisys Sessel getreten war. „Ich komme, weil mich mein Gewissen zu Ihnen treibt!“, sagte sie endlich. „Ich weiß ja erst jetzt, was ich getan, wie ich an Ihnen und Achim gesündigt habe!“ Wie ein greller Blitz schlug plötzlich eine sinnlose Angst in sie ein. „Lebt Achim noch?“

Daisy nickte. „Er lebt noch, aber niemand weiß, wie er die nächsten Stunden übersteht!“

(Schluß folgt.)

Münchner Faschingsquodlibets.

Von Walter v. Nummel.

Der zu München 1720 geborene Reimeschmied Matthias Ettenhueber veröffentlichte jeden Karneval seine „Faschingsquodlibets“ zwanglose und heitere, der Zeit und Stunde angepasste Verse. Wenn das, was Ettenhueber sonst so vieles zusammengereimt hat, durchwegs nicht mehr in jene Tage hineinpassen will, in denen bereits ein Lessing, ein Schiller und Goethe am Werke sind, wenn seine Verse zu meist schmerzhaft daherstolpern und holpern, am besten sind immer noch seine Faschingsquodlibets zu lesen. Damals sind sie wohl auch zu irgend einer Begleitmelodie von den Leuten im Karneval heruntergesungen worden. Nicht selten hat ein gewisser Galgenhumor darin das Wort. Doch lassen wir Meister Ettenhueber selber reden:

Der Hunger reißt das Maul weit auf,
Als wollt' er uns verschlingen,
Das Bierfaß kriegt die Wassertauf',
Der Karpf' fängt an zu singen.
Und wenn der Bau'r kein Korn nicht hat,
Was frißt er dann für Brocken?
Gebt ihm, das ist mein bester Rat,
Spinat und Artischoden."

Gleich aus diesem ersten Auftakt erhellt der ländliche und bäuerliche Einschlag des damaligen Münchens. Und wie die Stadt selbst, so hatte auch der sich darin abspielende Fasching sein ländliches Gepräge. Dies, obwohl seine Endwurzeln zum Hofe hin verlaufen. Aber gerade dort am kurfürstlichen Hofe waren schon lange die sogenannten Bauernhochzeiten gang und gebe, die wir auch in Wien und zwei bereits zu den Zeiten Kaiser Maximilians finden. In München nun spielten Kurfürst und Kurfürstin die ländlichen Wirte und bewillkommneten ihre in bäuerlicher Gewandung ankommenden Gäste. Daß Feiern solcher Art im damaligen München Anklang fanden, ist selbstverständlich, die Feste dieses Einschlags sind festgehalten worden, leben noch heute in den Bauernbällen und Kirchweihen weiter. Aber auch die Bals parés und Redouten, die sich am Hofe unter italienischem Einflusse eingebürgert hatten, sprangen bald auf das Volk über. Schon dadurch, daß der Kurfürst ab und zu in der Reitschule oder anderwärts einen „Frenball“ gab, zu dem alles buntermantel durcheinander geladen wurde. Hatte man bei Hofesten die erlesensten Weine, die Bürger blieben bei ihren eigenen Tanzunterhaltungen ihrem geliebten Biere getreu. Eine grobe Trunkfreudigkeit spricht aus so manchem Quodlibet Ettenhuebers.

Ein Rausch ist, wie man sonst spricht,
Viel besser als ein Fieber,
Und so erfüllen wir die Pflicht
Des Deutschen desto lieber."

Oder:

Der Knödel hat die Leberwurst
Gefordert auf den Degen.
Die Sekundanten Lösch und Durst
Sind wirklich schon zugegen."

Selbstredend ging es auch schon damals im Münchner Karneval einigermaßen närrisch her, was ebenfalls durch Ettenhueber'sche Verse zu belegen ist:

„Zum Drechseln müssen Flegel sein,
Zu einem Giebel Sparren,
Geduld gehört zum Zipperlein,
Die Welt ist voller Narren."

Sogar als kleine kulturhistorische Fundgrube können die Quodlibets dienen:

„Studenten, die nichts schuldig sind,
Ein Jäger ohne Hunde,
Ein junger Dichter ohne Wind,
Ein Fleischer ohne Wunde,
Ein Jungfernhemde ohne Flöh',
Ein Degen ohne Klinge,
Ein kalter Winter ohne Schnee
Sind unerhörte Dinae."

Ab und zu mag es vorkommen, daß Ettenhueber bei seinen Karnevalserben ein wenig elegisch an sich und seine eigene Person denkt. So, wenn er dichtet:

Ein Titel und kein Geld dazu
Macht Mühen in den Magen.
Wie spakhaft ist's, ein alt Paar Schuh
Zu selbstnen Strümpfen tragen."

Auch Ettenhueber, dessen klappriger Pegasus zuerst den Weg in die Höhe zu nehmen schien, hatte seit dem Jahre 1763 einen prunkhaften Titel, den eines kurfürstlichen Hofpoeten. Dies wohl auf Grund der vielen, von ihm verfaßten Guldigungsgebichte zu höfischen Geburts- und Namensfesten, zu Hochzeiten, Taufen und Leichenfeierlichkeiten. Trauend-

welcher Gehalt scheint jedoch mit dieser neuen Hofpoetenwürde nicht verbunden gewesen zu sein. Wie bisher behielt Ettenhueber seine alte, ärmliche Wohnung im Fehengarten, einem Häuschen außerhalb des ehemaligen Angertores, bei, gab weiterhin, fleißig und geduldig, endlos Reim an Reim flehend, gab volle 19 Jahre lang sein Wochenblatt in Versen heraus. Manchmal mag ihm dieses ewige Reimen doch etwas beschwerlich geworden sein, so daß er einmal resigniert klagt:

„Wieso, verwöhnter Hofpoete,
Dringt gar kein Hauch in deine Flöte?"

Ab und zu gibt Ettenhueber auch allerlei alte Wahrheiten und kleine Weisheiten zum besten. Nicht selten spricht er beispielsweise davon, daß man die kleinen Diebe hänge, die großen aber laufen lasse:

„Die Wespe bricht durch's Spinnweb.
Die Fliege bleibt hängen.
So ist es auch, so wahr ich leb',
Nach kleinem Dieb ergangen."

Selbst über die damalige Polizeistunde erhalten wir durch die Faschingsquodlibets Aufschluß. Diese lag, wenn nicht gerade eine „Freinacht“ von der hohen Obrigkeit bewilligt worden war, nach unseren heutigen Begriffen sehr früh.

„Wer etwas länger trinkt und zechet,
Wenn's zehn Uhr hat geschlagen,
Dem wird das harte Britschenrecht
Der Hauptwache aufgetragen."

Also wer nicht willig um zehn Uhr nach Hause sich bequemt, der wurde kurzerhand durch Nachtpatrouillen auf die Hauptwache am Marienplatz verschleift und konnte, die weitere Nacht auf der Solspitzsche verbringen, den Arrestwachen seinen Bluttribut bringen. Sonst aber und mit Ausnahme dieser wohl oft amüßlich selbst gemilderten und durchbrochenen frühen Polizeistunde scheint es im Münchner Karneval von jeher äußerst leichtlebige und leichtsinnig zugegangen zu sein. Klagen erzählt Ettenhueber davon, daß Betten und Kleider in geradezu „unverschämter Weise“ verseht würden, ebenso die guten Röde und Kleider. Er schreibt des weiteren von einem ruchlosen Familienvater:

„Er zechet wader fort
Und läßt das Radel laufen,
Zu Haus mag Weib und Kind
Gleichwohl Wasser laufen."

Und ferner weiß er zu berichten:

„Heut hält man ein Souper,
Und morgen einen Ball,
Vom Weinhaus fährt man
In den Redoutensaal."

Ettenhueber, der nie geheiratet hat, ist nun ganz gewiß kein ausgesprochener Freund aller Frauenzimmer, Wo es irgendwo und wie angeht, flüßt er ihnen kräftig am Zeuge, reißt und zupft höchst kritisch an ihnen herum, läßt nicht viel Gutes an ihnen. So ist es doppelt erfreulich, wenn er den Baverinnen und Münchnerinnen auch einmal Ehre widerfahren läßt:

„Unter allen schönen Sachen,
Welche Bayern kostbar machen,
Steh'n die Jungfern obenan."

Trotz aller dieser vielen Feste und Feiern, die damals vom Stapel liefen, ist es den Leuten in der gepriesenen guten, alten Zeit offensichtlich auch nicht immer recht gut ergangen. Auch damals bedrückten Abgaben und Steuern schwer die arme Menschheit. Hunderte von Not- und Stokseuttern der verschiedensten Art, die Meister Ettenhueber trübselig ausstößt, ließen sich zum Beweise hierfür aus seinen operis zitieren. Zum Troste für unsere eigenen Sorgen und unsere beschwerten Tage sei eine solch wehmütige Stelle wiedergegeben:

„Also geht es in der Welt,
Allen fehlt Gut und Geld,
„Ach der schlimmen, bösen Zeiten",
Ist die Sprache aller Leuten."

Am Schlusse des Jahres 1764 sendet Ettenhueber eine bewegliche und langatmige Klage in die Weite. Sie schließt mit trüben Zukunftsaussichten:

„Kurz, alles in der Welt ist blut- und sündeteuer.
Ihr fragt, wie geht's im nächsten Jahr?
„Wie heuer!"

Aber bald darauf, als der Karneval 1765 anhebt, hat auch Ettenhueber seinen guten Humor leidlich wiedergefunden. Und wie er, haben es auch damals wohl die meisten anderen Münchner getan, hatten es die meisten — Gottlob, wollen wir sagen — noch heute so!

Was sie so treiben.

Von Julius Kreis.

„Kennen Sie diesen Herrn da, dessen Brille so streng sitzt, der seinen gutgeschnittenen, grauen Kinnbart mit der Würde des sorgnierten älteren Herrn trägt? Sehen Sie: er wird von allen Leuten hochachtungsvoll begrüßt.“ — „Bekannter Mann?“ — „Was glauben Sie! Eine Kapazität, eine Berühmtheit. Wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz, zehnfacher Ehrendoktor.“ — „Aha! Der ist es! Sieht eigentlich recht unnahbar aus.“ — „Finden Sie es nicht ein bißchen gräßlich, wenn jemand immer bedeutend sein muß?“

„Ich fände es. — Aber neulich, ganz weit draußen in den Anlagen, da, wo es schon ganz menschenleer ist, da sah ich Exzellenz — ganz zufällig. Ich sah abseits auf einer Bank, durch Busch und Baum gedeckt.“

Da kam also der Wirkliche Geheimer Rat — nicht so wie jetzt — er „kam“ eigentlich nicht, er bummelte wie ein Schulbub ein bißchen kreuz und quer über den Weg, und mit der Stiefelspitze trieb er vor sich her eine scheppernde Blechschachtel, die immer ein Stück weit flog und kollerte, und wenn besonders gut gezielt war, dann machte sie einen großen, schneidigen Bogen. . . . Und Exzellenz gab sich alle Mühe, gut zu zielen. Flog sie einmal, schlecht abgekommen, in den Rasen, dann angelte sie der Geheimer Rat mit dem Spazierstock auf den Weg und das Spiel begann von neuem. Und, als die Blechschachtel durch einen unglücklichen Stoß im Bach verschwand, da sah das Gesicht der Exzellenz fast unglücklich aus, ein Schatten ging darüber: Ratlosigkeit und Enttäuschung. Ich glaube fast, es war ihm ärger, als wenn ihm einer seiner Ehrendoktoren davongeschwommen wäre.

Den Professor Gabriel, den kennen Sie doch auch. Nicht wahr, erst neulich las man von dem großen Bankett, das ihm zu Ehren veranstaltet war und der Ministerpräsident hat ihm eine goldene Kette überreicht oder ein goldenes Buch oder so etwas ähnliches, Goldenes. Der kommt da neulich, nach alten Stichen fahndend, an einem Dultstand vorbei, wo ein billiger Jakob kleine Vogelweiserl feilbietet, wissen Sie, diese Blättchen, die man auf die Zunge legt und mit denen man wie eine Schwalbe zwitschern, wie eine Amsel flöten, wie ein Kanari pfeifen kann. Der billige Jakob konnte das wundervoll. Der konnte damit alle Vögel nachmachen und noch dazu eine Schwiegermutter und ein Kaffeetränchen. Vor diesem Künstler stand der Professor Gabriel und ehrliche Freude — ja Bewunderung stand auf seinem Gesicht.

Als erster kaufte so ein Pfeiserl ein sechsjähriger Knirps, der die Nase mit dem Armel abwischte, bevor er das Pfeiserl in den Mund nahm. Als zweiter — freilich ein bißchen verlegen — ließ sich der Professor Gabriel eins geben. Und hinter der Kirche, wo es niemand sehen sollte, da nahm der Professor das Pfeiserl in den Mund und probierte im Weiterstreiten, zwei — drei Pfifflein. — Sofort! Verstehen Sie, er konnte nicht warten, bis er daheim war.

Vielleicht hat ihm keines seiner Bilder so viel läche Freude bereitet, als die: daß er plötzlich den Amselpfiff heraus hatte.

Und der Sanitätsrat Pfiffson. Seine Köchin hat's nämlich der Nachbarsköchin erzählt und so kam das weiter.

Als da neulich der letzte Patient das Sprechzimmer verlassen hatte, eine ganz knifflige Nervensache, da kam der Sanitätsrat auf den Korridor. — Die gnädige Frau war mit dem kleinen Fritzl ausgegangen und sie, die Köchin Mali, war eben einen Augenblick weg — na ja, schließlich hat das ein armes Diensthof' auch einmal nötig.

Der Sanitätsrat hat erst ein paarmal gerufen, dann vorsichtig in die Küche geschaut. Niemand war da. . . . Und wie die Mali wieder im Korridor steht — was glauben Sie: der Sanitätsrat rollt auf dem Roller vom kleinen Fritzl auf dem Korridor auf und ab — ganz vertieft, daß er das kleine Türchen gar nicht hört, aus dem die Mali tritt. Und als er sie bemerkt, da wird er schön verlegen, stellt den Roller an die Wand und sagt: „Ich glaube, man muß das Zeug da mal öfen.“

Aber sie, die Mali, hat es gleich erkannt: der Sanitätsrat ist nur aus Vergnügen gerollt.

Stellen Sie sich vor: so ein Mann! Nicht zu glauben, in dieser Stellung! Rollt auf dem Roller durch den Korridor!!

Sind Sie auch der Meinung der Köchin Mali, daß sich diese Dinge für einen reifen Mann in solcher Stellung nicht schiden? Ja, Sie wundern sich, daß es Leute von solcher Veranlagung so weit gebracht haben? — Gerade deswegen haben sie es so weit gebracht!

Und noch was: Niemand würde die Frau Wirkliche Geheimer Rat, die Frau Professor oder die Frau Sanitätsrat rollern, pfeifen oder mit Blechschachteln spielen! Niemand!

Mal ein neuer Trick.

Von Peter Nov.

Vor kurzem ereignete sich in einem großen Berliner Warenhaus folgendes: Nachmittags, in einer Stunde stärksten Verkehrs, stürzte plötzlich ein jüngerer, gutgekleideter Mann aus dem ersten Stockwerk die Treppe abwärts, nachdem er in den Gängen mehrere Kauflustige beiseitegestoßen und sich einen Weg zum Ausgang gebahnt hatte. Unter dem linken Arm hielt er ein größeres Paket.

Man sah ihm sofort an, daß er ein schlechtes Gewissen hatte und verfolgt wurde.

Einer der Angestellten des Hauses begriff im Nu die Situation und jagte hinter ihm her. Da die Kunden dem Flüchtenden lieber auswichen oder einen tätlichen Angriff befürchteten, schrie er gellend: „Hal—tet den Dieb!“

Das Signal wurde von Mund zu Mund weitergegeben, und schließlich folgten ein paar Dugend Leute dem Flüchtenden, der noch, ehe er den Ausgang erreichte, gesteuert und festgehalten wurde.

Wütend wehrte er sich, doch vergebens.

In diesem Augenblick, als man den Dieb gerade ins Privatzimmer des Geschäftsführers oder wie sonst dieser Herr sich betitelt, abführen wollte, um ihn der Polizei zu übergeben, erschien ein Bekannter des Diebes, der ihn zu seinem Erstaunen anredete, und, aufgeklärt, sich verächtlich abwandte mit den Worten, das habe er ihm niemals zugestanden, und er werde dafür sorgen, daß es im ganzen Hause bekannt würde, welch ein Lump er in Wahrheit sei.

Der hilflose Dieb hatte Tränen in den Augen. Der Herr, der ihn kannte, wurde gebeten, mitzukommen, da er beim Verhör nützlich sein könnte. — Gut.

Während sich hundert Schaulustige um das Privatzimmer drängten, stand der Dieb vor seinem ersten Richter. Er war lange Zeit so außer Atem, daß er gar nicht antworten konnte. Schließlich jedoch gelang es.

„Wie können Sie es wagen, mein Herr, mich einfach verhaften zu lassen! Was habe ich getan?“

Der Geschäftsführer kannte den Dreh.

„Geben Sie das Paket nur her und gestehen Sie lieber. Dadurch können Sie ihre Lage nur verbessern.“

„Unverschämtheit.“

„Werden wir gleich sehen.“

Dem Dieb wurde das Paket abgenommen. Es enthielt irgendeinen Einkauf, nebst Kassenzettel.

„Und was wollen Sie noch?“

Betretenes Schweigen.

„Merkwürdig.“

„Darf ich endlich bitten, mir zu sagen, weshalb Sie die Frechheit besaßen, mich verhaften zu lassen.“

„Es scheint allerdings ein bedauerlicher Irrtum, mein Herr.“

„Irrtum?! Haben Sie nicht gehört, daß dieser Mann, der mit mir im gleichen Hause wohnt, damit gedroht hat, überall zu verkünden, welch ein Lump ich sei? Ich habe noch niemals gestohlen. Ich bin völlig unbescholten. Erkundigen Sie sich nur bei der Polizei! Und jetzt soll ich mir nachsagen lassen. . . . Herr, Sie werde ich zur Rechenschaft ziehen, aber nicht umgekehrt.“

Der Geschäftsführer, völlig aus der Ruhe gebracht, bot an, die peinliche Angelegenheit aus der Welt zu schaffen.

„Warum sind Sie denn so gelaufen, mein Herr?“

„Warum darf ich nicht laufen, mein Herr! Oder bestehen in Ihrem Hause Vorschriften, daß man es nicht eilig haben darf? Ich wollte meinen Zug nach Hause noch erreichen.“

Der Geschäftsführer bot eine Entschädigung an. War froh, daß der vermeintliche Dieb darauf einging.

Mit einem Hundertmarktschein war die Sache erledigt. Zum Glück.

Die Polizei brauchte nicht einzugreifen. Triumphierend verließ der Festgehaltene mit seinem Bekannten das Warenhaus.

Gestern hat sich in einem andern Hause der gleiche Vorfall ereignet. Wieder stürzte ein Mensch plötzlich die Treppe herab, um flüchtend den Eingang zu erreichen.

Lächelnd trat ihm ein Kontrolleur in den Weg.

„Geben Sie sich keine Mühe, wir haben schon gehört. Ein ausgezeichnete Trick. Guten Abend. Die Tür links, bitte.“

Schade, daß gute Einfälle so bald veralten. Nicht wahr?